# IIa Das Gegenstandsfeld der Biographieforschung

*›Biographie‹ ist ein Terminus, der in der Umgangssprache eine weite Verbreitung gefunden hat und der gewöhnlich ohne nähere Erläuterungen verstanden wird. „Wenn von ‚Biographie' bzw. von ‚Lebensgeschichte' oder ‚Lebenslauf' die Rede ist, weiß in etwa jeder, worum es geht. Es geht um den Verlauf des Lebens eines einzelnen Menschen" (Schulze, Th. 2006: 36).*

## 2 Das Gegenstandsfeld der Biographieforschung. Grundlagen, relevante Fachbereiche und die Dimensionen der Biographie(-forschung)

### 2.1 Die psychologische Dimension der Biographie(-forschung) und die Biographie *im Kopf*

Ganz gleich, von welcher Seite aus man sich dem „Gegenstandsfeld der Biographieforschung" (Th. Schulze 1991: 152) nähert, unabdinglich dabei ist es, neuere und neueste Befunde aus der Gehirn- und Gedächtnisforschung als Grundlage aller weiterführenden Überlegungen heranzuziehen. So sollte sich nach Welzer (2002: 163) *jede* Disziplin, die sich mit lebensgeschichtlichen Materialien befasst, der Bedingungen gewahr sein, unter denen sich Biographien und Autobiographien konstituieren. Neben den kulturellen, sozialen sowie narrativen Bedingungen der Biographisierung und des autobiographischen Erzählens, die allesamt bereits gut erschlossen sind, spielt Welzer mit dieser Mahnung insbesondere auf die biologischen Determinanten an – also die „phylo- und ontogenetischen Voraussetzungen, die überhaupt die Bedingungen der Möglichkeit bereitstellen, sich als eine Person zu begreifen, die sich darüber bewußt ist, daß sie sich erinnert" (ebd.: 164). Nicht zuletzt aufgrund dieser Mahnung werden im Folgenden all' diese Entwicklungsdeterminanten des *autobiographischen Gedächtnisses* in ihren Grundzügen dargestellt.[26] Das „biographische Subjekt"[27] (Th. Schulze 2006: 41), das „biographische Potential"[28] (ebd.: 42) sowie das „Selbst" (ebd.: 44), auf das weiter unten noch genauer eingegangen wird (siehe Kap. 3.2.2.2), seien in diesen

[26] Einen frühen Überblick hierzu liefern Strube/Weinert (1987).

[27] Nach Th. Schulze (2006: 41) referiert der Terminus ›biographisches Subjekt‹ auf „die für das Verständnis von Biographie grundlegende Unterstellung eines einheitlichen Zentrums für jede Biographie. Dieses Zentrum ist gebunden an einen Körper, an einen lebendigen Organismus und an seinen kontinuierlichen Zusammenhang in der Lebenszeit, und es hat seine materielle Basis in einem individuellen Gehirn." Folglich handelt es sich hierbei um eine sehr allgemeine Voraussetzung jedweder Biographie.

[28] Dieser Terminus bezeichnet, „was dem Individuum in ihm selber zur Verfügung steht und es [sic!] umtreibt" (Schulze, Th. 2006: 42). Man kann es fassen „als eine Ansammlung von Erfahrungen. Sie bilden (…) eine Art Reservoir von Kräften und Impulsen. (…) Sie werden (…) mobilisiert, wenn ein Individuum lebensbedeutsame oder folgenreiche Entscheidungen zu treffen hat oder unerwartet in eine aussichtsreiche und verlockende oder schwer zu bewältigende Lage gerät" (ebd.: 43).

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016
M. Partetzke, *Von realen Leben und politischer Wirklichkeit*,
Politische Bildung, DOI 10.1007/978-3-658-13450-1_2

Zusammenhang zumindest erwähnt. Nicht nur, dass diese drei Konstrukte in enger Verbindung mit der „komplexesten Form des Gedächtnisses“ (Welzer 2002: 164) stehen, erst gemeinsam mit ihr bilden sie die sogenannte „Biographie im Kopf“ (Th. Schulze 2006: 40; siehe *Abb. 4*) und damit die *psychologische* Dimensionen der Biographie(-forschung).

Anders als in den Geistes- und Sozialwissenschaften wird das *autobiographische* Gedächtnis in den Neurowissenschaften gewöhnlich als ein Subsystem des *episodischen* Gedächtnisses verstanden (Markowitsch 2000: 33). Das episodische Gedächtnis wiederum stellt eine der vier bzw. fünf Grundformen des *Langzeitgedächtnisses* (LZG) dar, innerhalb dessen als weitere Systeme das *semantische*, das *prozedurale*, das *priming*-Gedächtnis und seit einiger Zeit auch das *perzeptuelle* Gedächtnis verortet werden (Welzer 2002a: 170ff.; Rü. Pohl 2007: 18ff.).[29] Aufgabe dieses Gedächtnissystems ist die Bearbeitung derjenigen Erinnerungen, welche „direkt mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen korreliert sind. Es bildet die Basis dafür, daß einzelne Zusammenhänge aus der Vergangenheit und dem biographischen Erleben als lebensgeschichtliche Episoden, als ‚meine‘ Vergangenheit konturiert werden können“ (Welzer 2002a: 171). Anders als das autobiographischen Gedächtnis, das nach Markowitsch (2000: 39) „die hierarchisch höchste Form menschlichen Erinnerns“ darstellt,[30] hat das episodische Gedächtnis jedoch nicht die Funktion, „all diese Zusammenhänge auf ein als kontinuierlich wahrnehmbares Ich zurückzubeziehen“ (Welzer 2002a: 171).

Im Gegensatz zu dem in aller Regel hierarchischen Verständnis in der Hirnforschung plädiert Welzer (2002a: 183f.) hinsichtlich der Frage nach der *Stellung* des autobiographischen Gedächtnisses dafür, die oben erwähnten, unterschiedlichen Gedächtnissysteme

> „als gleichzeitig emergierende (…) denn als sich hierarchisch und chronologisch getrennt voneinander entwickelnde Systeme zu konzipieren. Denn in der sozialisatorischen Interaktion sind (…) alle vier Modalitäten gleichzeitig anwesend. (…). Insofern wäre es sinnvoll, ein Modell der Gedächtnisentwicklung zu konzipieren, in dem dem autobiographischen Gedächtnis die Aufgabe zukommt, die in den unterschiedlichen Gedächtnissystemen bearbeiteten Gedächtnisfunktionen zu synthetisieren und beständig auf das Selbst zurückzuführen. (…) So wird deutlich, daß wir ein autobiographisches Gedächtnissystem nicht als Spezialfall des episodischen Gedächtnisses verstehen können, sondern es als ein übergeordnetes System betrachten müssen, das sich im Wech-

[29] Damit werden bereits die gängigen Unterscheidungsmerkmale des Gedächtnisses deutlich: *Zeit* (Kurz- bzw. Arbeits- und Langzeitgedächtnis) und *Inhalt* (die o.g. Gedächtnissysteme). Zum Verhältnis von episodischem und deklarativem Gedächtnis siehe Markowitsch (2000).

[30] Zur Hierarchie innerhalb des autobiographischen Gedächtnisses siehe Gisbert (2001).

selspiel von episodischen, semantischen, prozeduralen und priming-Gedächtnisfunktionen herausbildet und erhält."

Damit schlägt Welzer einen Mittelweg in der als Anlage-Umwelt-Problem[31] bekannt gewordenen Frage vor (Welzer 2002: 163-168). Während er nämlich einerseits, ganz in geistes- bzw. sozialwissenschaftlicher Lesart, das autobiographische Gedächtnis mit Blick auf dessen *Form* und *Inhalt* und damit im Hinblick auf seine *Entwicklung* als ein soziales und damit kommunikatives Gedächtnis (Welzer 2002a: 169) begreift, „womit die Neurowissenschaften wenig anfangen können, da ihre Epistemologie des Gedächtnisses und seines Subjekts strikt individualistisch ist" (ebd.: 170),[32] stellt er andererseits in Rechnung, dass die *Konstitution* dieses Gedächtnissystems nicht als ein sozialisatorisches Produkt zu verstehen ist, sondern auf biologischen Voraussetzungen beruht. Erst auf dieser Folie fasst Welzer dieses Gedächtnissystem sodann als die am hierarchisch am höchsten stehende Gedächtnisform (Welzer 2002a: 169).[33]

Eine charakteristische *Eigenschaft* des autobiographischen Gedächtnisses ist seine verhältnismäßig späte Genese. Es fällt also nicht unmittelbar mit der Geburt eines Menschen zusammen. Dafür sind vor allem *biologische* Determinanten ausschlaggebend. Welzer erläutert diese Determinanten unter Rückgriff auf Damasio und dessen Theorie der somatischen Marker (ebd.: 172ff.). Ohne Damasio hier erschöpfend referieren zu können, seien wenigstens einige der zentralen Punkte seiner Theorie genannt. Somatische Marker können verstanden werden als permanente, semibewusste Informationen, die uns unser Körper gibt, um Entscheidungen zu treffen. „Der somatische Marker lenkt die Aufmerksamkeit auf die möglichen positiven und negativen Hand-

[31] Das sog. ›Anlage-Umwelt-Problem‹ behandelt die Frage, welcher dieser beiden Faktoren für die menschliche Entwicklung im Wesentlichen verantwortlich ist. Inzwischen hat sich die Auffassung durchgesetzt, dass es eine Wechselwirkung zwischen beiden gibt. Das bekannteste Modell dieser Wechselwirkung stammt von Scarr (1984). In diesem Genotyp-Umwelt-Interaktions-Modell sind drei Zusammenhangsarten von genetischer Ausstattung und Umwelterfahrungen entscheidend. So wird zwischen einem *passiven* Zusammenhang (Erziehungsumwelt beeinflusst die Entwicklung von Kindern direkt oder indirekt), einem *evozierenden* Zusammenhang (die Umwelt wird durch die Kinder dazu veranlasst, auf deren genetische Merkmale entsprechend zu reagieren) und einem *aktiven* Zusammenhang (Kinder nehmen ihre Umwelt genotypspezifisch wahr und wählen diejenige aus, die diesem Genotyp entspricht) unterschieden. Während der kindlichen Entwicklung findet, so die Annahme, allmählich eine Verschiebung vom passiven hin zum aktiven Zusammenhang statt (siehe dazu auch Gruber/Prenzel/Schiefele 2006: 112f.).

[32] Was freilich deshalb nachvollziehbar ist, weil Neurowissenschaftler/-innen „kein materielles Substrat von sozialen Austauschprozessen auf der Ebene des einzelnen Gehirns finden können" (Welzer 2002a: 170).

[33] Eine gute Übersicht über die unterschiedlichen definitorischen Ansätze liefert Rü. Pohl (2007: 43ff.).

lungsfolgen, wirkt also entweder als Alarm- oder als Startsignal in die eine oder andere Richtung“ (ebd.: 172). Voraussetzung für das Wirken dieser Marker ist eine Fähigkeit von Gehirnzellen, die nur diesen Zellformen zu Eigen ist: die Fähigkeit zur Repräsentation. Dies bedeutet, dass das Gehirn „prinzipiell als eine Art Überwachungssystem operiert, das permanent Rückmeldungen von den Sinnesorganen und aus dem Körperinneren über den Zustand des Organismus erhält und auf der Grundlage dieser Dauerüberwachung jene adaptiven Prozesse einleitet, die für die Aufrechterhaltung eines optimalen Körperzustands erforderlich sind“ (ebd.: 173). Bedingung dieses *monitorings* ist wiederum, dass im Gehirn eine Körperrepräsentation verfügbar ist (ebd.), was es überhaupt erst möglich macht, ein „Körper-Selbst“ (ebd.) zu identifizieren, das „in Abgrenzung von der Umwelt operiert“ (ebd.). Zwar bedingt die Erfüllung dieser Bedingung noch nicht die Existenz eines Bewusstseins, Damasio ist jedoch davon überzeugt, dass „das Gehirn seine Aufgabe der Aufrechterhaltung der überlebensnotwendigen Funktionen des Organismus in der Adaptierung an eine sich verändernde Umwelt nur leisten kann, wenn eben dieser Organismus in ihm selbst repräsentiert ist – und diese Repräsentation nennt er Kern-Bewußtsein“ (ebd.: 173). Erst darüber hinausgehende Funktionen fasst er unter dem Begriff des „erweiterten Bewußtseins“ (ebd.) zusammen. Damit liefert das Kern-Bewusstsein die Repräsentation des Organismus *in actu*, während das „entwickelte Bewußtsein schon ein Ensemble von Erfahrungen von Situationen *und* adaptiven Reaktionen des Organismus [enthält]“ (ebd.).

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive heißt dies nun, dass man bereits mit der Geburt eines Menschen von der Existenz*möglichkeit* beider Bewusstseinsformen ausgehen kann, sich das erweiterte Bewusstsein jedoch erst mit den je spezifischen Erfahrungen entwickelt, die ein Mensch in sozialen Kontexten sammelt. Diese Einsicht ist von fundamentaler Bedeutung, denn erst

> „die Interaktion von überwachtem Körperzustand und erfahrungsbasierter Reaktionsbildung auf Reize erzeugt die Möglichkeit für die Entwicklung eines autobiographischen Selbst – ein Ich mit einer Vergangenheit und einer Zukunft, das vor dem Hintergrund eines physiopsychologischen Kern-Bewußtseins handelt, das ihm beständig übermittelt, was ihm gut tut“ (ebd.: 174).

Folglich hängt die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses fundamental von der Entwicklung unserer Gehirnebenen ab (Markowitsch 2000: 39f.; siehe *Tab. 1*).[34]

Neben diesen biologischen spielen die bereits erwähnten *sozialen* Determinanten eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des hier zur Disposition stehenden Gedächtnissystems. Ohne die soziale Genese des autobiographischen Gedächtnisses an dieser Stelle in Gänze darstellen zu können (siehe hierzu etwa Welzer 2002a: 174-177 sowie 2005), sei zumindest auf die besondere Funktion hingewiesen, die die Sprache dabei übernimmt. Erst wenn Kinder über eine repräsentationale Sprache verfügen, können nämlich soziale Erfahrungen „in den Stand einer bewußten und kommunizierbaren Sprache gehoben werden" (Welzer 2002a: 173), was im Alter zwischen drei und sechs Jahren geschieht. „Diese konzeptuelle Weiterentwicklung legt den Grundstein für die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen und kategorial und theoretisch denken zu können, mit anderen Worten: für Reflexivität" (ebd.: 178; *Tab. 1*).[35] Damit stellt die Sprache

> „einen neuen Modus des Encodierens und des Abrufs von Erinnerungen bereit. (…) Sie liefert darüber hinaus die narrative Struktur, mit deren Hilfe aus einem Ereignis eine Geschichte wird. (…) Und (…): Sie liefert die einzigartige Möglichkeit, Erinnerungen wiederherzustellen, die ansonsten dem Vergessen anheimfielen" (Nelson 2002: 252).

Insofern ist autobiographisches Erinnern als eine Fähigkeit zu verstehen, die sich in sozialen Kommunikationsprozessen, also interindividuell, herausbildet. Allerdings ist

[34] „Nervenzellen sind zwar bei Geburt in nahezu maximaler Anzahl vorhanden, ihre Verknüpfungen untereinander – Synapsen- und Dendritenbildung, Dornenausstülpungen (…) – sind nachgeburtlich und durch die ersten Lebensjahre hindurch (…) massiven Änderungen unterworfen. Das trifft für die sog. Limbischen Hirnstrukturen zu, die für die Übertragung vom Kurzzeit- ins Langzeitgedächtnis essentiell sind (…), im besonderen Maße aber auch für den präfrontalen Cortex (Stirnhirn), der wesentlich an der Repräsentation des Selbst beteiligt ist" (Markowitsch 2000: 39f.). Rü. Pohl (2007: 91) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Fötus „in der vorgeburtlichen Entwicklung des Gehirns (…) pro Minute bis zu 250.000 Neuronen [bildet]." Nach der Geburt bleibe diese Zahl zwar relativ konstant, die Bildung neuer Synapsen, die sog. ›Synaptogenese‹, dauere jedoch noch mehrere Jahre an. So wachse die Anzahl der Verschaltungen bspw. „im visuellen Kortex mit acht Monaten auf bis zu 15.000 Synapsen pro Neuron (…)! Manche Autoren schätzen, dass in den ersten Jahren pro Sekunde pro Quadratzentimeter der Gehirnoberfläche bis zu 30.000 Synapsen gebildet werden" (ebd.). Markowitschs Annahme der besonderen Bedeutung der Veränderungen der Limbischen Hirnstrukturen und des präfrontalen Cortex unterstützt auch Matura (2002: 209), die vor dem Hintergrund experimentalpsychologischer und neuroanatomischer Befunde allerdings darauf hinweist, dass weniger die Ausreifung des limbischen Systems als vielmehr die Entwicklung des präfrontalen Cortex für das verhältnismäßig späte Auftreten erster Kindheitserinnerungen verantwortlich ist.

[35] Zum Zusammenhang von früher, also non- und paraverbaler, Kommunikation und autobiographischem Gedächtnis siehe Trevarthen (2002).

sie auch deshalb als sozial zu begreifen, weil die Autobiographie „jenen Fixpunkt im Fluktuieren der Rollen und Situationen bereitstellt, der einem selbst und anderen die Vergewisserung bietet, daß man es über Zeiten und Räume und Geschichten hinweg stets mit ein- und demselben Ich zu tun hat und daß dieses auch in Zukunft noch dasselbe sein wird“ (Welzer 2002: 164f.). Daher spricht Welzer zu Recht vom autobiographischen Gedächtnis als einer „sozialen Institution“ (ebd.: 165). Diese Entwicklungsdeterminante verweist aber noch auf zwei weitere Aspekte: den der Kindheitserinnerungen[36] und den der sogenannten ›kindlichen Amnesie‹. Zwar verfügen Kinder durchaus über Erinnerungen, bis zu einem Alter von mindestens drei Jahren handelt es sich bei diesen jedoch keineswegs um selbstbezogene Erinnerungen, sondern vielmehr um die Wiedergabe generalisierter Abläufe, von denen Kinder wissen, wie sie im Regelfall (also stereotyp) ablaufen. Genuin autobiographische Erinnerungen setzten demgegenüber erst auf einer höheren Entwicklungsstufe ein (*Tab. 1*). Aufgrund dessen wird die Phase bis zum Auftreten autobiographischer Erinnerungen häufig als ›kindliche Amnesie‹ bezeichnet. Dabei legt dieser Begriff fälschlicherweise nahe, schon einmal im Gedächtnis Vorhandenes würde plötzlich wieder vergessen. Nelson hingegen geht „von einer kritischen Stufe der Gedächtnisentwicklung aus (…), die eine neue Organisationsform für das Erfahrene bzw. zu Erfahrene etabliert“ (Welzer 2002a: 179). Demnach unterliegen zuvor gemachte Erfahrungen nicht etwa einer retrograden Amnesie, sondern werden im Rahmen des von da an dominanten Schemas schlicht nicht mehr artikuliert (ebd.).[37] Damit ist die kindliche Amnesie also keineswegs ein Phänomen, das bei Kindern auftritt, sondern eines, das erst bei Erwachsenen zum Vorschein kommt (Nelson 2002: 245).

Als die letzte Einflussgröße des autobiographischen Gedächtnisses sind schließlich die *kulturellen* Determinanten zu nennen (*Tab. 1*). Unter diesem Etikett wird der Beitrag zusammengefasst, den Dritte beim Prozess der Auseinandersetzung des sich entwickelnden Individuums mit seiner Umwelt leisten, also „die Konstruktionen und Werte der sozialen und kulturellen Welt, in der man interagiert und sich wechselseitig seine Lebensgeschichten erzählt“ (ebd.: 255). Das autobiographische Gedächtnis, ja das Selbst insgesamt, konstituiert sich demnach nicht ausschließlich biologisch und sozial, sondern stets auch „auf der Basis impliziter sozialer und kultureller Normen“

[36] Dazu ausführlicher ist C. Heinritz (1994); zur Frage des Zeitpunktes frühester Erinnerungen siehe auch Rü. Pohl (2007: 109ff.).

[37] Eine ganze Reihe an Erklärungsmöglichkeiten hierfür liefert etwa Rü. Pohl (2007: 112ff.).

(ebd.). Neben vielen weiteren Aspekten, die hiermit in Verbindung stehen, ist es für unseren Kontext besonders wichtig, auf den dabei relevanten Zusammenhang zwischen Kultur und Sprache hinzuweisen sowie darauf, dass unterschiedliche Kulturen unterschiedliche narrative Strukturen bevorzugen (ebd.). Insofern ist die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses nicht nur abhängig von den biologischen Grundlagen und der sozialen Sprachpraxis, sondern auch von der jeweiligen Kultur, „die ihren Mitgliedern eine individuelle persönliche Lebensgeschichte abfordert“ (ebd.).

| | **Niveau des Selbst-verstehens** | **Alter** | **Mentale Fähigkeit** | **Gedächtnis** | **Unterschied Selbst – Andere** | **Unterschied Selbst – Welt** |
|---|---|---|---|---|---|---|
| **1.** | Physisch | Postnatal | Emotionale Bindung | Experientiell | Physische Grenze | Physische Grenze |
| **2.** | Sozial | 6-12 Monate | Sozialer Austausch | Semantisch | Aufmerksamkeit, Intention, Kommunikation | Routinen, Objekte, Worte |
| **3.** | Kognitiv | 18-24 Monate | Ich-Du-Perspektive | Episodisch | Objekt-Andere-Perspektive | Selbst-Objekt-Perspektive |
| **4.** | Repräsentational | 2-4 Jahre | Kontinuierliche Selbsterfahrungen | Episodisch-autobiographisch | Mein Geist – Dein Geist | Mental-physisch |
| **5.** | Narrativ | 3-6 Jahre | Meine Geschichte | Autobiographisch | Geschichten über mich – Geschichten über andere | Vergangenheit, Zukunft, Welten außerhalb meiner eigenen |
| **6.** | Kulturell | 5-7 Jahre | Unsere Geschichte | Autobiographisch | Kulturelle Rollen | Kulturelles Wissen, Institutionen |

*Tabelle 1: Niveaus des Selbstverstehens nach Katherine Nelson.*
*Quelle: Nelson (2002: 243); modifiziert nach Rü. Pohl (2007: 97).*

Aus den hier erläuterten Konstitutionsbedingungen des autobiographischen Gedächtnisses lassen sich nun nicht nur Rückschlüsse ziehen, die für eine politikdidaktische (Auto-)Biographieforschung Relevanz besitzen, sondern auch solche, die für die biographische Methode jedweder wissenschaftlicher Provenienz bedeutsam sind. So sollte man sich zunächst die erläuterten Bedingungen nicht nur deshalb vergegenwärtigen, weil man sich (1.) der Grundlagen des Gegenstands, den man erforscht, grundsätzlich gewiss sein sollte. Vielmehr verraten diese Entwicklungsvoraussetzungen und -bedingungen des autobiographischen Gedächtnisses (2.) auch viel über die Bedingungen und Funktionen autobiographischen Erzählens, das insbesondere im Zentrum der Datenerhebung der (Auto-)Biographiefoschung steht. So wird etwa vor dem Hinter-

grund der biologischen Genese dieses Gedächtnissystems deutlich, dass für die (Auto-) Biographieforschung, die überwiegend mit narrativen Interviews arbeitet, bestimmte Interviewpartner/-innen bereits von vornherein ausscheiden. Hirngeschädigte Personen, gleich ob von Geburt an oder erst später (beispielsweise durch Läsionen am Kopf hervorgerufen), kommen für sie ebenso wenig infrage wie solche, die übermäßig viel Alkohol oder gar harte Drogen konsumieren. Zwar klingt dieser Hinweis zunächst banal, er ist allerdings angebracht, wenn man sich vor Augen führt, dass etwa bei Personen mit bestimmten Hirnverletzungen der Abruf von Informationen aus deren Allgemein- und Weltwissen problemlos möglich ist, der Abruf von Episoden aus deren autobiographischen Gedächtnis aber nicht (mehr) funktioniert, obwohl sie dazu in der Lage sind, auch neue Informationen dauerhaft zu erwerben (Markowitsch 2002: 193). Ähnliche Probleme gibt es bei Menschen, die zwar keinen diagnostizierten Hirnschaden erlitten haben, die aber „durch psychische Stress- und Traumaerlebnisse für ihre Biographie amnestisch wurden“ (ebd.: 195).[38] Ein integriertes und damit *erzählbares* Selbst ist folglich an das „Vorhandensein autonoetischer Gedächtnisinhalte“ und einen „ungetrübten Bewusstseinsstatus“ gebunden (ebd.: 196). Insofern kommen für die (Auto-)Biographieforschung grundsätzlich nur solche Personen infrage, die über ein solch' „integriertes Selbst“ (ebd.) verfügen, was zugleich voraussetzt, dass es sich bei diesen Personen um Erwachsene handelt (siehe Kap. 3.2.2.2). Abgesehen von diesen Hinweisen für die Auswahl potentieller Gesprächspartner/-innen, die für ein narratives Interview infrage kommen, helfen die Erkenntnisse der Gehirn- und Gedächtnisforschung schließlich (3.) hinsichtlich der Gestaltung von Interviewsituationen und (4.) bezüglich der Fragen, die sich Forscher/-innen vor, während und im Anschluss an ein solches Interview stellen sollten. So ist es inzwischen *opinio communis*, dass während eines narrativen Interviews eine möglichst stressfreie Interviewsituation herrschen sollte, da sich besonders die mit Stress verbundenen negativen Emotionen massiv auf die Kognition und damit auf den Abruf von Informationen auswirken.[39] Außerdem sollte im Fokus der Forscher/-innen die Frage nach der Fähigkeit von Interviewpartner(inne)n stehen, Informationen zu verarbeiten. So hält es etwa Markowitsch (2000: 40f.) für zwingend nötig, „sich zu fragen, ob die Information adäquat eingespeichert wurde – oder ob es (…) zu Enkodierungslücken kam, ob die Information

[38] Man spricht in diesem Zusammenhang von sog. ›psychogenen Amnesien‹.

[39] Zur Interaktion von Emotionen, Kognition und Motivation (und deren Einfluss auf Lernen) siehe Wild/Hofer/Pekrun (2006: 207ff.).

adäquat (…) abgelagert ist und ob sie ohne störende Einflüsse von außen (…) oder von innen (…) abgerufen werden kann."[40] Bei diesem Informationsabruf ist seitens der Adressat(inn)en sodann (5.) immer dann Vorsicht geboten, wenn früheste oder frühe Kindheitserinnerungen berichtet werden. Wie das oben erläuterte Phänomen der kindlichen Amnesie zeigt, können Menschen bis zu einem bestimmten Alter nämlich nicht unterscheiden, „ob sie etwas selbst erlebt haben oder ob es ihnen nur erzählt wurde" (Matura 2002: 208), sind also anfällig für sogenannte ›falsche Erinnerungen‹ (*false memory syndrome*). Dessen ungeachtet meint jedoch jeder Mensch, sich an bestimmte Dinge erinnern zu können, die vor seinem sechsten bis dritten Lebensjahr lagen. Bei diesen Erinnerungen handelt es sich dann aber eben nicht um eigene Erinnerungen, sondern um solche Informationen, die von „biographischen Anderen" (Fuchs-Heinritz 2009: 50) – meist unmittelbaren Bezugspersonen innerhalb der Familie – beständig kommuniziert und sukzessive in das Gedächtnis des/der Betreffenden (fälschlicherweise interpretiert als dessen/deren eigene Erinnerungen) integriert worden sind. Sicher ist es nicht notwendig, (Auto-)Biographieproduzent(inn)en explizit auf diesen Aspekt hinzuweisen, Rezipient(inn)en und Interpret(inn)en – zumal solche wissenschaftlicher Provenienz – sollten sich dieser Tatsache allerdings durchaus bewusst sein. Damit verweist das Phänomen der kindlichen Amnesie (6.) auf eine weitere Schwierigkeit, die letztlich eines der zentralen Probleme jedweder (auto-)biographischen Forschung darstellt: den Wahrheitsgehalt lebensgeschichtlicher Äußerungen. Zwar wäre es rein technisch gesehen aufgrund sogenannter ›bildgebender Verfahren‹[41] grundsätzlich möglich festzustellen, ob und, falls ja, wann eine Person die Wahrheit sagt und ob und, falls ja, wann dies nicht der Fall ist.[42] Genau diese Möglichkeit kann

[40] Diese Überlegungen gelten freilich für jedes autobiographische Material, aber insb. im Bereich der Geschichtswissenschaft (siehe Wierling 2008 und Kap. 2.5.2).

[41] Grundlage der funktionellen Hirnbildgebung ist, dass „es möglich ist, den Hirnstoffwechsel zu messen, also z.B. den Glukoseverbrauch oder den Blutfluß im Zentralnervensystem. Angenommen wird, daß diese Stoffwechselmaße sehr eng Änderungen der neuronalen Aktivität widerspiegeln" (Markowitsch 2000: 31). Als Messtechniken kommen infrage: (a) die Single-Photonen-Emission-Computed-Tomographie (SPECT), (b) die Positronen-Emissions-Tomo-graphie (PET) und (c) die funktionelle Kernspintomographie/Magnetresonanztomographie (fMRT), wobei sich diese v.a. in ihren unterschiedlichen Auflösungsgraden voneinander unterscheiden (ebd.).

[42] Grund dafür sind die verschiedenen Muster der Hirnaktivierung. „Während Erinnerungen aus der eigenen Vergangenheit (…) ein Netzwerk aktivieren, das Regionen im rechten Stirnhirn und Schläfenlappen aktiviert, führt die ‚Erinnerung' an zuvor kreierte – also erfundene – ‚Episoden' lediglich zu einer Aktivierung im hinteren Bereich der Hirnmitte (…), einer Region, von der man weiß, dass sie dann aktiv ist, wenn es um bildhaftes Vorstellen geht" (Markowitsch 2002: 192). Die bildgebenden Verfahren fungieren damit also gewissermaßen als eine Art Polygraph. Zur Frage ›Wahre und falsche Erinnerungen‹ siehe auch Markowitsch/Welzer (2006: 28ff.).

man sich während eines autobiographisch-narrativen Interviews aber gerade nicht zunutze machen. So stelle man sich vor, wie der an sich schon artifizielle Charakter dieser Interviewform exponentiell in die Höhe schießen würde, würde man die zu Interviewenden zusätzlich darum bitten, sich während eines solchen, ohnehin strapaziösen Gesprächs auch noch einer Tomographie zu unterziehen. Von einer annähernd natürlichen Interviewsituation und/oder Stressfreiheit könnte dann jedenfalls keine Rede mehr sein. Außerdem müssten potentielle Interviewpartner/-innen dann bereits im Vorfeld eines Interviews entsprechend informiert werden. Diese Vorabinformationen würden die methodologischen Grundannahmen des autobiographisch-narrativen Interviews als Erhebungsinstrument lebensgeschichtlicher Daten (siehe Kap. 4.3.1) aber derart stark torpedieren, dass es letztlich undurchführbar wäre. Auszugehen ist schließlich davon, dass die zu Interviewenden in Kenntnis dieser Praxis die von ihnen zu erzählenden Lebensgeschichten im Vorfeld bereits vorbereiten, sie sich diese also entsprechend ›zurecht‹ legen würden. Dadurch aber würden die „Zugzwänge des Stegreiferzählens“ (Schütze 1984: 78), die für diese Interviewtechnik essentiell sind, gar nicht zum Tragen kommen, da die Situation der Stegreiferzählung als solche überhaupt nicht mehr existierte (siehe Kap. 4.3.1). Insofern ist also schlicht anzuerkennen, dass „eine Verifizierung der Güte der autobiographischen Behaltensleistung“ (Markowitsch 2000: 47) in der Praxis der (Auto-)Biographieforschung kaum möglich ist. Dies spricht nun aber (7.) nicht generell gegen den Einsatz autobiographisch-narrativer Interviews im Besonderen und/oder Zeitzeugenbefragungen im Allgemeinen. Vielmehr führt dieser Aspekt erneut eindringlich die Notwendigkeit vor Augen, sich der Bedingungen gewahr zu sein, die während des „(erstmaligen) Erlebens, während möglicher nachfolgender ‚Reproduktionen‘ und während des aktuellen Abrufs herrschten“ (ebd.).[43] Deutlich wird hierdurch auch, dass „Erinnerungen an Erlebnisse und Geschehnisse, die in Interviews erzählt werden, eines ganz sicher nicht sind: Erlebnisse und Geschehnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen und erlebt worden sind“ (Welzer 2000: 51). So zeigt etwa Welzer unter Rückgriff auf Watzlawick und neuere neurowissenschaftliche Befunde, dass insbesondere autobiographisch-narrative Interviews einen höchst artifiziellen Status besitzen, da erzählte Erinnerungen stets einen „anwendungsbezogenen“ Charakter aufweisen (ebd.: 52f.). Mit anderen Worten: Zeitzeugenbefragungen müssen immer „als adressatenbezogene Konstruktionen aufgefasst wer-

[43] Zum Zusammenhang von *Gedächtnis, Erzählen und Identität* siehe auch S. Schmidt (1991); zur *Mythologisierung des Lebenslaufs* siehe Osterland (1983).

http://www.springer.com/978-3-658-13449-5

Von realen Leben und politischer Wirklichkeit
Grundlegung einer biographiebasierten Politischen Bildung am Beispiel der DDR
Partetzke, M.
2016, XV, 587 S. 24 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-13449-5